Blaue Adria.

Roman von Clara Ratzka.

(10. Fortsetzung.)

Lisa ekelte sich vor dem geputzten, geschminkten Dämchen von noch nicht fünfzehn Jahren, daß sie kein Mitleid empfinden konnte. Dennoch zog sie Melanie von der Mauer fort, ins Dunkel hinein und hielt sie umfaßt.

Melanie schluchzte ununterbrochen. Lisa ging langsam mit ihr weiter, den Weg entlang, der Treppe zu.

Ehe sie in den Lichtkreis der Laternen traten, forderte Lisa das Mädchen auf, ihre Tränen zu trocknen und vernünftig mit nach Hause zu gehen.

Melanie tat, was ihr geheißen wurde, aber sie warf Lisa einen bösen Seitenblick zu.

Ohne ein Wort zu sprechen, kamen sie in die stille Gegend der Gärten und Villen.

Lisa dachte an das ungeordnete Leben im Hause der Familie Buic, an die disziplinlose Mutter, und daß sie ja berufen sei, dieses Mädchen, das in verbissenem Trotz neben ihr herging, nach ihren besten Kräften zu leiten.

„Melanie," sagte sie, „ich werde mit Deinen Eltern nicht über diese Angelegenheit sprechen, wenn Du offen gegen mich sein willst und solche Dinge ganz aufgibst."

„Sagen Sie, was Sie wollen, Fräulein van de Sandt, und ich tue, was ich will. Es wird Ihr eigener Schaden sein, wenn Sie ausplauschen."

Die unerhörte Frechheit des Mädchens empfand Lisa wie eine Ohrfeige. Sie packte Melanie am Arm, schüttelte sie und sagte:

„Ja, ich werde sagen, was ich will, Du schlechtes Ding. Morgen gehe ich zum Kommandeur, und wir wollen sehen, ob Leutnant Dobisch die Unwahrheit sagt."

Melanie sah Lisa mit flackernden Augen an.

„Das werden Sie nicht tun!" stieß sie leise hervor.

„Ich werde es tun. Ich bin nicht gezwungen, im Hause Deiner Eltern zu bleiben, aber ich bin gezwungen, meine Pflicht zu tun."

Melanie blieb stumm.

Nach einer Pause, kurz ehe sie das Haus erreichten, sagte Melanie:

„Fräulein van de Sandt, tun Sie das nicht, ich werde mich nicht mehr mit Leutnant Dobisch treffen."

Lisa fühlte, daß Melanie nicht aufrichtig war, aber im Augenblick genügte ihr diese Zusicherung.

Sie nahm sich vor, über Melanie zu wachen, ihre Drohung war ohnehin nicht ernst gemeint gewesen.

Erst wollte sie die Eltern näher kennen lernen, ehe sie von dem Erlebnis dieses Abends sprach.

„Es ist gut, Melanie, aber glaube nicht, daß ich Dich aus den Augen ließe, und sobald ich wieder etwas bemerke, spreche ich mit Deinem Vater."

Melanie erwiderte nichts.

Sie gingen schweigend in das Schlafzimmer und kleideten sich leise aus.

Lange konnte Lisa keinen Schlaf finden. Die Erfahrungen dieses Tages belasteten sie sehr.

Hans Gestedtner an Maria Bartel.

Viktoria! Wir haben gewonnen! Professor Hofer hat Andras Imre als Schüler angenommen! Ich weiß, Sie haben auch das Ihre dazu beigetragen, wir alle haben das getan, aber die Hauptsache machte doch Andras selbst.

Ich begleitete ihn zum Meister. Unterwegs mußte ich ihn immer von der Seite ansehen. Er spricht kein Wort, sein Gesicht war gespannt, der Ausdruck in sich gekehrt, wie immer.

Als ich mit hinein ging, sagte der Professor lachend: „Mit Ihnen haben wir nichts zu tun, Hans." Ich bettelte aber, und er erlaubte mir für „ein Stück lang" zu bleiben.

Im Musikzimmer war nur noch Ingeborg Helling, eine Nichte des Professors und sein Liebling. Sie stand am Flügel und blätterte in den Noten herum.

Da wußte ich gleich: Ingeborg begleitet Andras, dann wird der Anfang gut gehen. Es ist wunderbar, Ingeborg Helling versteht sich anzuschmiegen. Sie ist überhaupt ein wunderbares Mädchen, mittelgroß, überschlank, ganz schlicht im Wesen und im Aeußern, von einer seelischen Klarheit und einer Zartheit, die unerreichbar sind. So scheint es immer, ich kenne Ingeborg ja schon lange, aber schließlich bin ich ja noch ein Schuljunge, wenn auch ein sehr ausgewachsener.

Ingeborg Helling und der Professor sahen Andras Imre erwartend an, hatte ich ihnen doch täglich von ihm vorgeschwärmt. Andras begrüßte beide, sehr ernst, sehr zurückhaltend, ohne Spur von Befangenheit. Sein feines, rassiges Gesicht entspannte sich ein wenig.

Der Professor sagte nicht viel, aber ich bemerkte, daß Andras Imres eigenartige Schönheit ihn beschäftigte.

Dann setzte Ingeborg sich an den Flügel und fragte Andras, ob er das Beethoven-Konzert D., Op. 61, mit ihr spielen wolle. Sie sagte es so einfach, als ob eine Schwester im Kreis der Familie den Bruder fragte.

Andras verneigte sich zustimmend, ein froher Glanz flog über sein Gesicht.

Erinnern Sie sich, liebe Frau Bartel, daß wir das Konzert damals in Lussin übten?

Die beiden huben an zu spielen. Andras stand gesammelt da, mit tiefen, in die Musik hineinschauenden Augen. Wie immer, wenn er spielt, vergaß er seine Umgebung.

Die große, glühende Andacht, die er vor unsern Meistern empfindet, die unendliche Freude an der Schönheit und Fülle der Musik, die sich ihm jetzt erst erschlossen hat, durchdrang sein ganzes Spiel.

„Ein Lieblingsjünger des Herrn," sagte der Professor leise, als das Spiel verstummt war, und strich sich langsam über das Gesicht. Die Worte waren für niemanden bestimmt, ich aber, der ich mit jedem Nerv wartete, fing sie auf.

Ingebord Helling wandte sich halb zur Seite und sagte:

„Wir wollen häufig zusammen spielen."

Ihre weiche Stimme war wie eine Wohltat.

Der Professor ging mit schweren Schritten auf Andras zu.

„Sie haben da eine prachtvolle Geige," sagte er, weiter nichts.

„Es ist ein Erbstück und schon lange in der Familie meiner Mutter," erwiderte Andras.

Der Professor wandte sich an Ingeborg und mich:

„Nun kann ich Euch nicht mehr gebrauchen, Kinder. Hinaus mit Euch!" Und Sie, Andras, spielen Sie mir mal die Chaconne von Bach. Kennen Sie die?"

„Ja, Herr Professor."

Ingeborg und ich sahen uns bedauernd an, aber wir gingen hinaus. Herrgott, hat der Mensch gespielt! Wir standen draußen, wir sagten kein Wort, dann schlichen wir uns davon. Wir wollten nichts mehr hören.

Nach einer halben Stunde etwa kamen der Professor und Andras in den Wintergarten hinüber.

Ingebord Helling hatte für ein Frühstück gesorgt.

Der Professor rief schon an der Schwelle mit seiner mächtigen, heiter erregten Stimme:

„Also, Ihr Freund wird mein Schüler, mein Spezialschüler, lieber Hans," dabei legte er seine Hand auf Imres Schulter.

Ich hatte gedacht, Andras Imre würde leuchten vor Glück, aber nichts dergleichen. Er lächelte, als Ingeborg Helling sofort auf ihn zukam und ihm herzlich ihre Hand hinhielt, und auch mir drückte er kräftig die Hand, aber er blieb still, ein wenig feierlich.

Es ist mir überhaupt aufgefallen, daß Andras niemals wieder so froh und losgelöst war wie damals, als ihn die Krankheit verlassen hatte. Ob irgend etwas zwischen ihm und Lisa van de Sandt vorgefallen ist? Ich habe niemanden über seine Beziehungen zu Lisa gesprochen, und ich werde das auch in Zukunft nicht tun. Andras Imre ist die Hauptsache, und nur er, und nichts gilt daneben. Was ihn fördert, ist gut, was ihn hindert und bedrückt, muß fallen.

Dennoch lief ich auf dem Heimweg sofort zur Post und telegraphierte an Lisa van de Sandt.

Eins will ich noch rasch erzählen. Wir hatten beim Frühstück schweren Ungarwein getrunken. Unser Professor war in guter, nachdenklicher Stimmung und erzählte mancherlei aus seiner Studienzeit. „Ah," sagte er plötzlich und wandte sich an Andras Imre, „da war ein Lied, halt, wie fing es an" und er summte einige Takte, „ich hörte es unten in Temesvar. Ach, das war eine Zeit," und er suchte wieder die Melodie. Da stand Andras auf, nahm seine Geige und sang mit seiner seltsamen Stimme ein herrliches Lied voll schwerer süßer Tränen.

Professor Hofer war ganz begeistert.

Was ist das doch für ein Mensch, dieser Andras! Da ist niemand, der nicht nach ihm hinschaut, niemand, der nicht Anteil an ihm nimmt, und er bleibt immer derselbe, er bemerkt es nicht einmal.

Nun haben Sie und Herr Bartel eine lange, eingehende Schilderung von den Erfolgen Ihres Schützlings, und ich habe meine Arbeit versäumt, aber ich mache mir keine Gedanken darüber; meine liebe Mutter und unser Hausarzt stecken kürzlich oft die Köpfe zusammen, ich habe das köstliche Vorgefühl kommender Freiheit, ich glaube, man schenkt mir den Rest Gymnasialbildung!"

Frau Bartel nahm den Brief und legte ihn in ein Schreiben ein, das, für Lisa van de Sandt bestimmt, noch ungeschlossen auf ihrem Tisch lag. Sie fügte eine Nachschrift hinzu, die so lautete:

„Noch ehe ich diesen Brief absandte, kam Hans Gestedtners ausführlicher Bericht. Andras Imre wird nicht so viel von sich selbst erzählen. Wie fanatisch er unsern Freund liebt, sehen Sie aus dem, was er über Sie, liebe Lisa, und Ihr Verhältnis zu Andras Imre schreibt. Hans Gestedtner würde Sie unbedenklich auf dem Altar seiner Freundesliebe opfern."

Neunzehntes Kapitel.

Dicke, schwere Nebel umzogen das Haus, die Baumklumpen standen wie dunkle Drohungen im Garten, und es war, als ob sich immer neue schwelende Massen vom Meere heranwälzten.

Lisa stand am Fenster und zog den Mantel an, sie wollte Franzl bis zur Fähre bringen: drüben in der Altstadt würde es besser sein.

Melanie hatte es durchgesetzt, ein eigenes Zimmer zu bekommen. Man hatte das Schrankzimmer hergegeben, und nun starrte Lisas Schlafzimmer von Schränken.

Zwei dieser Ungetüme standen, die Rücken aneinander gelehnt, quer ins Zimmer hinein. Es war wie eine Burg. Immer mußte man darauf gefaßt sein, daß einer der Dienstboten diese Burg stürmte, aber es war doch besser als die enge Gemeinschaft mit Melanie, die sich mit lauernder, schlecht verhüllter Feindseligkeit von Lisa abschloß.

Zu Anfang der Woche hatte man abends Gäste bei sich gesehen, zwei Ehepaare mit Töchtern und einige junge Herren.

Während Lisa dem einen der Ehepaare, das einige norddeutsche Städte kannte, Rede und Antwort stand, hatte sich die Tür geöffnet und zwei Leutnants kamen herein.

„Darf ich vorstellen, liebste Frau Mitenda", hörte Lisa Frau Buic sagen: „Herr Leutnant Parac und Herr Leutnant Dobisch."

Lisa wandte sich um und sah in ein sorgloses Jungengesicht.

„Herr und Frau Mitenda, Fräulein van de Sandt."

Leutnant Dobisch verbeugt sich befangen. Lisas Blicke gingen zu Melanie hinüber, die sah sie boshaft lächelnd an, mit glitzernden Augen.

Lisa van de Sandt begriff, daß sie dieses verschlagene, frühreife Mädchen nicht zu halten vermochte, sie fühlte, wie eine Leere, ihr eigenes inneres Versagen. Unnütz und fremd kam sie sich vor. Sie sah um sich, nirgends etwas Heimisches, Wohltuendes.

Von Empfangssaloon, einem überladenen Raum in mißverstandenem Rokoko, ging man durch das kalt wirkende, nie benutzte Musikzimmer und das daran stoßende Herrenzimmer in das Speisezimmer.

Keiner der Räume hatte eine Spur von Eigenart und Behagen. Man hatte es einem Mailänder Möbelhändler überlassen, die Villa einzurichten, und alles stand noch so, wie der Beauftragte des Geschäfts es für das junge Ehepaar Buic arrangiert hatte.

Nur einiges war hinzukommen: auf dem massiven Büfett und dem Kredenztisch des Speisezimmers und auf dem Bord, der in halber Höhe an den unten mit gepreßtem Linoleum bezogenen Wänden entlang lief, standen Humpen und Kannen, Trinkhörner, bunt bemalte Gipsfiguren und Makartbuketts, an den Wänden des Salons spreizten sich Fächer und blinkten Goldrahmen um fabelhafte Oelgemälde, im Herrenzimmer paradierten Jagdtrophäen, die dem hageren, wortkargen Hausherrn, der niemals eine Büchse über der Schulter getragen hatte, einen gewissen martialischen Anstrich gaben.

Diese schmückenden Zutaten, die über des Möbelhändlers Ideenreichtum hinausgingen und der Gradmesser des ästhetischen Empfindens der glücklichen Besitzer waren, machten Lisa den Aufenthalt in den unteren Prachträumen des Hauses oft unerträglich.

Es war die seelische Verstimmung des feinnervigen Menschen, die Lisa auch an dem Gesellschaftsabend überlaufen hatte, als sie in das Speisezimmer ging, um den gedeckten Tisch noch einmal zu prüfen.

Sie hatte die Schultern leicht emporgezogen. Wie immer, wenn irgend etwas sie deprimierte, fror sie ein wenig, sie sah blaß aus. Das goldige Haar war in lockeren Wellen zurückgestrichen, die schmalen dunklen Augenbrauen liefen klar in schönem Bogen über die helle Stirn, die weitgeöffneten, nervös blickenden Augen, der schön geschweifte Mund schienen dunkler in dem bleichen Gesicht.

Als sie in der Mitte des Herrenzimmers angelangt war, blieb sie stehen und faßte schnell an ihre Stirn. Was wollte ich nur? dachte sie; sie hatte plötzlich so deutlich den Arbeitsraum ihres Vaters gesehen, mit den alten, schweren Mahagonimöbeln und den hohen Reihen dunkelfarbiger Buchrücken, daß sie ganz verwirrt wurde.

Wie sie dastand, unter dem Kronleuchter, umflossen von einem milchweißen, weichen Seidenkleid, glich sie einer herrlichen, leichtgetönten Statue.

„Gnädiges Fräulein", hörte sie eine verdeckte Stimme dicht hinter sich sagen.

Lisa fuhr herum.

„Sie, Leutnant Dobisch! Wie konnten Sie es wagen, dieses Haus zu betreten!"

Leutnant Dobisch senkte die Augen.

„Ich ging Ihnen nach, um Ihre Verzeihung zu erbitten. Ich konnte nicht anders, glauben Sie es mir; Melanie Buic war zu jeder Unbesonnenheit fähig, wenn ich fortblieb."

„Und Sie, Herr Leutnant Dobisch, haben das Kind dazu gebracht", sagte Lisa in aufwallendem Zorn. „Meine Brüder sind Offiziere, Herr Leutnant, ich könnte Ihnen das Wort nennen, das man für Leute Ihren Schlages bei uns, in unsern Kreisen hat!"

„Nein, gnädiges Fräulein", erwiderte Leutnant Dobisch erbleichend, „ich habe schweren Tadel verdient, aber ein Schuft bin ich nicht. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich war nicht der erste, der Fräulein Buic nahe trat, und ich habe gewisse Grenzen nicht überschritten."

Sein einfaches, frisches Jungensgesicht sah sie bittend an.

„Ich glaube", sagte sie fest und kurz. „Dennoch haben Sie keine Entschuldigung. Was Sie taten, war frevelhafter Leichtsinn, von einer Liebe zwischen Ihnen und Melanie kann gar keine Rede sein."

Leutnant Dobisch schwieg, freudig beruhigt über Lisas unbedingten Glauben an sein gegebenes Wort. Er verstand sie nicht ganz, er hatte ein Gefühl innerer Unzulänglichkeit.

Als Lisa den großen hübschen Jungen so beschämt vor sich stehen sah, wandelte sich ihre Stimmung.

War er nicht ein gedankenloser, leichtsinniger Bursche wie tausend andere? Konnte das Leben ihn nicht noch zu einem brauchbaren Menschen machen? Und schließlich stand er ihr, ihrer Gesellschaftsschicht noch näher als dieses widerwärtige Mädchen! Lieber ein gutes Wort für diesen Burschen als für das dreiste Ding.

Sie hielt Dobisch die Hand hin.

„Wir sprechen uns noch, Herr Leutnant, ich habe jetzt keine Zeit."

Sie eilte in das Speisezimmer.

Als Dobisch zurückkehrte, kam Melanie dicht an ihn heran und zischte: „Also so stehts! Wirklich ein sauberes Paar!"

Ehe Leutnant Dobisch auch nur ein Wort der Erwiderung sagen konnte, war Melanie weitergegangen, umfaßte eines der jungen Mädchen und schlenderte in das Nebenzimmer.

Der Diener kam und meldete, daß angerichtet sei.

Frau Buic, in einem erdbeerfarbenen Seidenkleid mit Goldspitzen, segelte am Arm des Herrn Mitenda voraus.

Lisa stand im Speisezimmer und sah die Paare hereinkommen. Unsagbar fremd, unsagbar häßlich schien ihr das alles; sie hatte einen faden Geschmack im Mund. Einzig die Uniformen der jungen Offiziere brachten so etwas wie einen Zusammenhang zwischen ihrem Einst und Jetzt.

Nach dem Abendbrot trank man Bowle. Sie stand in einem mächtigen Gefäß im Wintergarten, und da Frau Buic den Kreis für genügend klein und familiär hielt, hatte sie Lisa das Amt des Einschenkens zugeschoben.

Im ausgeräumten Speisezimmer spielte ein Grammophon, die jungen Paare tanzten.

Lisa hatte von vornherein abgelehnt zu tanzen.

Sie winkte Leutnant Dobisch zu sich heran:

„Sie könnten mir helfen, Herr Leutnant, bitte trage Sie das Tablett mit Gläsern zu den älteren Herrschaften ins Rauchzimmer hinüber, wollen Sie?"

„Aber mit tausend Freunden, mein gnädiges Fräulein!"

Sie schenkte langsam ein und sagte dabei:

„Eins möchte ich noch von Ihnen hören, ich möchte Ihr Wort haben, daß Sie niemals mehr mit Melanie Buic unter vier Augen zusammentreffen."

„Niemals, gnädiges Fräulein, mein Wort darauf," beteuerte Dobisch.

Er konnte es leicht versprechen; seit dem fatalen Abend im Stadtpark wünschte er Melanie weit fort.

Gnädig ist das abgegangen, dachte er und schon flog auch der Schalk wieder über sein sorgloses Gesicht.

„Zu einem feierlichen Versprechen gehört ein Händedruck", sagte er mit drollig bittenden Augen.

Die junge Lisa lachte, sie legte den Bowlenlöffel fort und reichte ihm die Hand.

„Also auf gute, sehr gute Besserung, Herr Leutnant."

„Ich schwöre", sagte er und legte die Hand aufs Herz, „und später ein Walzer, ein einziger nur, bitte schön!"

„Vielleicht, vielleicht, nun aber schnell zu den alten Herrschaften."

Dobisch balanzierte gewandt durch die tanzenden Paare.

Was für ein Junge er noch ist, dachte Lisa und sah ihm nach.

Da trat Melanie in den Wintergarten, ging auf Lisa zu, sah sie an und spie vor ihr auf den Boden.

Lisa taumelte zurück.

Melanie hatte den Wintergarten schnell verlassen.

Alle diese Eindrücke eilten an Lisa vorüber, als sie in den rauchenden, schwelenden Nebel sah.

„Wie häßliche, graue Tücher legte er sich um alles Farbige, Lebende. Das ganze Haus, die Menschen widerten Lisa an, Unzufriedenheit mit sich selbst, Unzufriedenheit mit ihrem ganzen zerrissenen banalen Leben troch an ihr empor.

Nicht einmal aufreden konnte sie sich, Atem holen, der feuchte dichte Nebel zog alles nieder, beengte die Brust und erwürgte jeden tröstenden Gedanken.

Franzl rief auf der Treppe nach ihr.

Ihn freute der Nebel. Er hängte sich in ihren Arm und schwatzte, aber selbst die helle Kinderstimme klang ferner; der Nebel schluckte alle Laune auf.

Als sie zur Fähre kamen, standen die Menschen so seltsam gebückt in dem grauen Schwaden, alles schien stiller geworden, oder war es nur Lisas trübe Stimmung?

Sie stand noch und schaute zu, wie die Fähre sich in das Undurchdringliche hineinarbeitete. Tief herabhängende Pferdeköpfe vor einem unförmlichen, beladenen Wagen, zusammengedrängten Menschen und zwei Gestalten, die sich hin und her bewegten.

Alles wurde unklarer, schattenhafter. Charons Nachen, dachte Lisa und wendete sich zur Heimkehr.

Seit dem Gesellschaftsabend der Buics war in Lisa der Entschluß gereift, zum Frühjahr ihre Stellung zu verlassen.

Fortgehen, weil ein unerzogenes, nur seinen häßlichen Instinkten folgendes Geschöpf sie hatte beleidigen wollen, nein das nicht, aber die völlige Aussichtslosigkeit, in diesem Hause irgend etwas Gutes Nützliches wirken zu können, raubte ihr die Fähigkeit, auszuharren.

Nie mehr in einer Familie Unterkunft zu suchen, lieber die letzte, schlecht bezahlte Lehrerin an irgendeiner Schule sein, eine kleine dürftige Kammer für sich allein haben und Herr seiner freien Stunden sein.

Sie wußte es, sie hätte schwerere Erfahrungen machen können als die in der Familie Buic. Der sarkastisch abwartende Hausherr, der an keine Aenderung in seinem Familienleben glaubte, und die gleichgültige Mutter, die zufrieden war, wenn alles nach ihren momentanen kindischen Wünschen ging, legten ihr keinen Stein in den Weg.

Dennoch wollte Lisa fortgehen; die ganze Atmosphäre des Hauses war ihr zuwider.

Nichts in ihrem Innern war ihr ein Schild gegen die tägliche Misere.

Wie sie so in den schmutzigen Gartenstraßen dahin ging, wurde ihr ihre ganze Umgebung zum Feind.

Die Hecken und Gitter, an denen das Wasser herabtroff, die Menschen, die sich unvermutet aus dem Nebel lösten, die lauten Stimmen der Mägde, die mit den Lieferanten zeterten oder lachten, das Hundegebell, der Dunst der Likörfabriken, all das verletzte sie.

Vergebens versuchte sie sich einzureden, daß sonnige, frische Tage den Trübsinn wegfegen würden; sie wußte es zu genau: nach Gestedtners Telegramm und seinem ausführlichen Brief an Frau Bartel hatte sie an Andras nach Wien geschrieben und bisher keine Antwort bekommen, und je länger sie wartete, um so mehr wich die Helligkeit in ihrem Innern.

In den letzten Tagen des Beisammenseins, als sie Imre äußerlich verlor, hatte sie tief innen gejubelt, weil sie fühlte, wie teuer er ihr war, daß herzwarme Gefühle sich in ihr regten und ihn umzogen wie blühendes Rankenwerk ein schönes Götterbild. So innig freute sie sich ihrer aufquellenden Sehnsucht, so sehr war sie davon durchdrungen, daß Imre zu ihr zurückkehren würde, daß sie froh den Garten ihrer Liebe gepflegt hatte.

All dies würde ja vorübergehen, dieses Heimatlose, deprimierend Häßliche, dieses Fremdsein, wohin man blickte. Imre würde seine Liebe bewahren, er konnte ja nicht aufgeben, was ihn sterbenswund gemacht hatte, in seinem Zorn funkelte ja seine Liebe, und nun waren drei Wochen vergangen, und ihr Brief war unbeantwortet geblieben.

Ich habe den Bogen zu straff gespannt, dachte Lisa, damals, als ich ein frisches, klares Leben beginnen wollte, damals, als er zu mir ins Zimmer trat wie ein Mann, der Rechenschaft verlangt. Er war für mich der treue Liebhaber, mein Stolz sollte Herrscher bleiben.

Aber der Bogen war zu straff gespannt, die Sehne riß. Jetzt hat er seine Kunst, zäh und ernst hält er sie fest, diese ehrliche Geliebte, er wird sie meistern.

Und wie schrieb Hans Gestedtner? Ingeborg Helling ist ein wunderbares Mädchen.

Sanft, zärtlich besorgt wird sie sein, sie wird sich in sein Herz einschmiegen, in sein Spiel.

Das ist es, was er braucht; die stille, verständnisvolle Gefährtin, die nie sich selbst sucht.

Erschauernd ging Lisa durch den Nebel.

Verse zogen ihr durch den Sinn, die sie irgendwo einmal gelesen hatte; richtig, sie besann sich, in einem Novellenband von Hermann Hesse:

„Seltsam, im Nebel zu wandern.
Einsam ist jeder Busch und Stein,
Kein Baum sieht den andern,
Jeder ist allein.

Voll von Freunden war mir die Welt,
Als noch mein Leben licht war;
Nun, da der Nebel fällt,
Ist keiner mehr sichtbar.

Wahrlich, keiner ist weise,
Der nicht das Dunkel kennt,
Das unentrinnbar und leise
Von allen ihn trennt.

Seltsam im Nebel wandern!
Leben ist Einsamsein,
Kein Mensch kennt den andern,
Jeder ist allein.

In dieser Stunde stand Andras Imre oben in seiner Dachkammer am Fenster und geigte. Im blanken Lichte ragten Wiens Türme zum Himmel empor, Wünschen, Hoffnungen, Gebeten gleich, die sich aus dem Drangen der Stadt emporschwangen, und sein Herz klang mit.

Hans Gestedtner an Frau Bartel.

Dieses Mal war die Schreibpause etwas lang, und doch habe ich gerade jetzt Zeit, denn es gibt nun wirklich nur mehr ein Studium für mich: die geliebte Musik.

Andras und ich spielen um die Wette, aber Andras leistet unendlich viel mehr als ich.

Er ist übrigens, durch Vermittlung des Professors, Mitglied einer neuen Musiker-Vereinigung geworden, die jede Woche ein Konzert gibt. Da muß er dreimal in der Woche morgens mehrere Stunden proben. Er ist Primgeiger und verdient monatlich 150 Kronen. Der arme Kerl hätte sonst ja auch keinen roten Heller.

Er will meiner Mutter immer Pension bezahlen, aber die würde ja nichts von ihm nehmen. Wenn Sie mal erst das Gold scheffelweise bekommen, sagt sie, dann werde ich mich tüchtig schadlos halten!

Ich fühle, daß es Andras peinlich ist, aber er muß sich eben gedulden. Seine Zeit kommt eher, als er glaubt. Er stürmt nur so voran, der Professor hat ihn ganz in seine Hand genommen und erwartet großes von ihm.

Es ist nur gut, daß die Frau des Professors erst zu Weihnachten von ihrer Konzertreise zurückkommt, ich glaube, die rechnet sehr genau, und Freischüler des guten alten Herrn sind ihr ein Dorn im Auge. Sie werden lachen, daß ich von Andras Imre erzähle, immer nur von Andras — aber ich kann nicht anders. Für mich gibt es keinen interessanteren Menschen.

Denken Sie nur, in den wenigen Stunden, in denen er nicht geigt, nimmt er systematisch meine Schulbücher vor, und Ingeborg Helling hilft ihm bei dieser Arbeit. Sie versorgt ihn auch mit anderen guten Büchern.

Sie und Lony Jezek, ihre Freundin, studieren Literatur — die Musik betreibt Ingeborg im Nebenamt, und die beiden Mädel scheinen es sich in den Kopf gesetzt zu haben, Andras in alles Schöne einzuweihen, was er überhaupt noch aufnehmen kann. Was der Mensch leistet, das ist ganz unglaublich; ich könnte es nicht. Aber er hat lange, gesunde Wanderjahre gehabt, da hat er wohl aufgespeicherte Kraft.

Ich muß Ihnen noch etwas Hübsches berichten.

Andras hatte dieses und jenes bei Tisch erzählt und nachher konnte ich nicht umhin, meiner Mutter zuzugeben, daß Andras Imre lange mit Zigeunern herumgezogen war.

„Da wollen wir nur gleich unsere silbernen Löffel wegpacken," sagte sie höchst indigniert, aber abends, als wir gemütlich beim Nachtmahl saßen, erzählte sie Andras reizende, kleine Geschichten aus der Zeit, als sie als erwachsenes Mädchen nach Hause kam und Verstöße gemacht hätte. Das kam alles so lustig und lieb heraus. Kein Mensch hätte ahnen können, daß sie ihre Geschichten nur erfand, um Andras zarte Winke zu geben. Ist das nicht so recht mein goldiges Mutterl!

(Fortsetzung folgt).

— Widerspruch. „Reisten Sie nicht vor einigen Jahren mit einer Zwerg-Gruppe?"

„Ganz recht — mit der hab' ich allerorten einen Riesenerfolg gehabt".